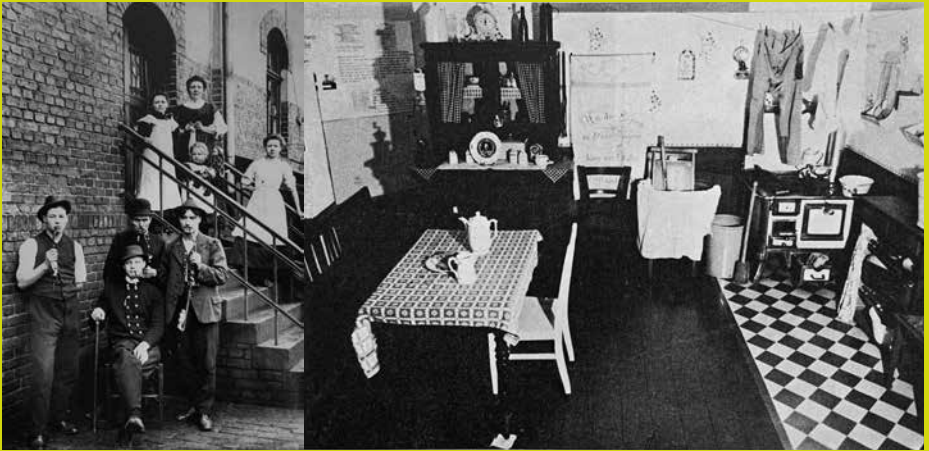


Panhas mit Rübenkraut



Einblicke in das Hochlarmarker
Alltagsleben in den 1920er-Jahren

Begleitheft zur Ausstellung

Grußwort

„Panhas mit Rübenkraut“ ist ein mit der Bergarbeiterküche verbundenes Gericht und titelgebend für die Sonderausstellung im Institut für Stadtgeschichte.

Anhand der im Mittelpunkt stehenden „Hochlarmarker Küche“ ermöglicht die Ausstellung Einblicke in das Alltagsleben in einer Bergarbeiterkolonie in den 1920er-Jahren.

Im Zuge der Nordwanderung hatte der Bergbau um 1870 die Emscherzone erreicht. Auf der Zeche Clerget im Süden unserer Stadt wurde ab 1875 Kohle gefördert und vor genau 140 Jahren begann das Abteufen eines weiteren Schachts in Hochlarmark: Clerget II.

Das zuerst im Besitz einer belgischen Aktiengesellschaft befindliche Steinkohlebergwerk wurde von den Bergleuten im Volksmund bald liebevoll „Klärchen“ genannt, der Name blieb auch nach der Übernahme durch die Harpener Bergbau AG und Umbenennung in Recklinghausen II gebräuchlich.

Von den im Bergbau Arbeit suchenden, vornehmlich aus den Provinzen Posen, West- und Ostpreußen einströmenden Menschen sind viele dauerhaft hiergeblieben. Neue, auf die Bedürfnisse der Bergleute zugeschnittene Kolonien wie die Hochlarmarker Dreiecksiedlung wurden gebaut und boten erst Wohn- und schließlich Lebensraum im neu entstandenen Stadtteil.

Die gezeigten Ausstellungsstücke stammen überwiegend aus dem Eigenbestand unseres stadtgeschichtlichen Museums Retro Station, die Fotos kommen aus dem Stadt- und Vestischen Archiv, nicht zuletzt hat das Museum Zeitreise Strom dankenswerterweise Exponate beigesteuert.

Der Alltag der Bergleute und ihrer Familien wurde bereits vor mehr als 40 Jahren im „Hochlarmarker Lesebuch“ festgehalten. Dort geschilderte Erlebnisse ergänzen die Ausstellung und führen uns die Lebensumstände der Bergleute und ihrer Familien direkt vor Augen.

Die Ausstellung öffnet ein Zeitfenster, durch das wir einen Blick auf das Leben in einem unserer Stadtteile vor 100 Jahren werfen können: Wir sehen wirtschaftliche und soziale Härten, aber auch einen die Menschen verbindenden Gemeinschaftssinn und ein großes Zusammengehörigkeitsgefühl. Dahinterstehend erkennen wir Fragestellungen und Themenkomplexe von allgemeingültiger und andauernder gesellschaftlicher Relevanz.

Sehr herzlich lade ich Sie zu einem Besuch ein und wünsche Ihnen anregende Einblicke.

Ihr



Christoph Tesche
Bürgermeister der Stadt Recklinghausen



Inhalt

Grußwort	3
Rübenkraut mit Panhas – Einblicke in das Hochlarmarker Alltagsleben in den 1920er-Jahren	5
„Wir hatten hier unsere Arbeit“ Die Geschichten hinter den Dingen	7
„Hier auf wildem Grunde“ Eine Bergarbeiterkolonie entsteht	18
Vom Herdplatz zur Mitropa-Küche und zurück	29
Quellennachweis	32
Impressum	34

Rübenkraut mit Panhas – Einblicke in das Hochlarmarker Alltagsleben in den 1920er-Jahren

Im Zentrum unserer Sonderausstellung „Panhas mit Rübenkraut“ steht die heute nahezu nostalgisch anmutende „Hochlarmarker Küche“ aus den 1920er-Jahren.

Die Küchenmöbel und Gebrauchsgegenstände stammen aus dem Besitz von Hochlarmarker Bergarbeiterfamilien, können aber weithin als exemplarisch für das Arbeiterwohnen betrachtet werden, während die Wohnküche bis in die 1950er-Jahre hinein ein Charakteristikum der Bauweise von Wohnungen in Bergarbeiter-Kolonien war.

Die Wohnküche war nicht allein Ort der Nahrungszubereitung, sondern vereinte auch alle Mitglieder der häuslichen Gemeinschaft und bot Raum für gesonderte oder gemeinschaftliche Tätigkeiten.

Um nicht einer idyllischen Verklärung zu unterliegen, sei erwähnt, dass bis in die 1920er-Jahre Bergarbeiterfamilien mit einem sehr geringen Lohn auskommen mussten. Eine notwendige Ergänzung zum Einkommen war die Aufnahme von Kostgängern in die heute eher klein anmutenden Wohnungen, das Bestellen der Nutzgärten und des Pachtlandes, die Viehhaltung und weitere Nebenarbeiten, die vor allem von den Frauen ausgeübt wurden.

Die gravierenden sozialen Unterschiede im Stadtteil prägten die Erfahrungswelt und das Gesellschaftsbild der Menschen: Auf der einen Seite standen die Berg- und auf der anderen die Geschäftsleute und insbesondere die „Privatbeamten“ der Zeche. Diese hatten nicht nur das Sagen auf der Zeche, sondern auch Privilegien beim Wohnen. Die Hochlarmarker Pestalozzi-straße, in der die Beamtenhäuser standen, hieß bei den Bergarbeitern „Gardinenstraße“¹, denn die besserverdienenden Angestellten konnten sich im Gegensatz zu den Bergleuten mit Gardinen geschmückte Fenster leisten.

Die „Hochlarmarker Bergarbeiterküche“ geht zurück auf ein 1978 initiiertes Projekt des Stadtteilkulturreferates der hiesigen Volkshochschule. Daraus resultierten zunächst die Ausstellung „Kohle war nicht alles“ im Fritz-Husemann-Haus mit der eigens dafür zusammengestellten Bergarbeiterküche und schließlich das „Hochlarmarker Lesebuch“. Dort wurden die unterschiedlichen privaten Erinnerungen und gemeinsamen Lebensumstände der Hochlarmarker Bergleute und ihrer Familien für spätere Generationen festgehalten.

Die „Hochlarmarker Küche“ gelangte im Jahr 1980 in die Sammlung, unmittelbar vor Eröffnung der Ausstellung „90 Jahre Vestisches Museum“, in der sie einen der Ausstellungsschwerpunkte bildete. Vorausgegangen war die in den 1970er-Jahren einsetzende Hinwendung der Museen zur Alltagskultur. So kam es, dass nicht nur Einrichtungsgegenstände adeligen oder großbürgerlichen Wohnens musealisiert wurden, sondern auch der Binnenwelt der Arbeiterwohnung entstammende Einrichtungen. Ausgewählte dem „Hochlarmarker Lesebuch“ entnommene Erinnerungen der Bergleute und ihrer Familien flossen damals wie heute in die Installation ein. Die seinerzeit viel beachtete Ausstellung „90 Jahre Vestisches Museum“ musste in der Kunsthalle stattfinden; das älteste Museum der Stadt, das seinen Sammlungsgrundstock dem im

Jahr 1890 gegründeten Verein für Orts- und Heimatkunde zu verdanken hatte, besaß nach dem Zweiten Weltkrieg kein eigenes Haus mehr.

Sechs Jahre später, pünktlich zur 750-Jahr-Feier der Stadt, erhielt die Sammlung wieder eigene Räumlichkeiten, in denen auch die „Hochlarmarker Küche“ gezeigt wurde.

Seit 2015 präsentiert sich die stadtgeschichtliche Dauerausstellung mit neuer Konzeption unter dem Namen RETRO STATION. Die aktuelle Sonderausstellung „Panhas mit Rübenkraut“ fokussiert den Lebensalltag der Menschen in einem durch Zuwanderung und Bergbau geprägten Stadtteil und dockt dadurch an mehrere Themenbereiche der Dauerausstellung an. Sie möchte aber nicht nur Rückblicke auf unsere Stadt-, Bergbau- oder Museumsgeschichte ermöglichen, sondern ebenso als Anregung dienen, über zukünftige sozial, ökonomisch und ökologisch wünschenswerte Wohn-, Lebens- und Arbeitsformen nachzudenken.

Ein Besuch der RETRO STATION mit ihren zahlreichen für die Geschichte der Stadt bedeutenden Exponaten bietet sich bereichernd an.

Wir laden Sie sehr herzlich ein!

Angelika Böttcher

Dr. Angelika Böttcher

Barbara Ruhna

Barbara Ruhna

„Wir hatten hier unsere Arbeit“ Die Geschichten hinter den Dingen



Küchenhexe (Stangenherd)

Fa. Phönix, Deutschland, 1900/1920
Eisen, Email, verchromt, 212 x 98 x 78 cm
Inv.-Nr. 834

Küchenhexen wurden erstmals Ende des 19. Jahrhunderts hergestellt und standen bis zur Ablösung durch Elektroherde in zahlreichen Küchen. Aufgrund einer umlaufenden Stange,

die zum Trocknen von Geschirrtüchern o. Ä. genutzt werden kann, werden sie auch als Stangenherd bezeichnet. Neben der Funktion des Kochens und Backens erfüllen sie ebenso die Funktion des Heizens.

Die hier gezeigte Küchenhexe wurde von der Firma Phönix produziert. Sie besitzt auf der linken Frontseite drei kleine Türen, wovon sich Schürfach, Brennraum und Aschefach befinden. Die rechte Seite besitzt eine große Klappe, die als Backofen fungiert. Zwischen den Füßen gibt es eine weitere Schublade, die zur Aufbewahrung von Brennmaterial oder Zündhilfen dienen kann.

Die Herdplatte besteht aus Gusseisen und ist mit mehreren Öffnungen ausgestattet. Diese sind von Ringen bzw. Rahmen umgeben, die einzeln herausgenommen oder eingesetzt werden können. Somit lässt sich die Öffnungsbreite auf die Bodengröße von Töpfen oder Pfannen anpassen, was ein effizienteres Kochen oder Braten ermöglicht. Ebenso lassen sich spezielle Einsätze in den Öffnungen platzieren – beispielsweise ein Kaffeeröster. Darüber hinaus bieten innenliegende Deckel die Möglichkeit zu sicherem Verschluss der Öffnungen.

Weitere Bestandteile der Küchenhexe sind das an den Kaminschacht anzuschließende Ofenrohr bzw. eine Rückwand, welche die Verschmutzung der Küchenwand durch Fettspritzer verhindern soll. (AB)

***Ich hatte schon den ganzen Tag zu tun
Um halb fünf morgens schellte der Wecker,
dann bin ich aufgestanden, hab Kaffee ge-***

kocht, hab die Butterbrote gemacht, die mein Mann mit zur Arbeit nahm. Zu Hause hat er noch eine Tasse Kaffee getrunken und ein Butterbrot gegessen, bevor er ging. Danach fing für mich die Arbeit an – was jeden Tag so anfiel. [...]

Morgens, mittags und abends mußte das Vieh versorgt werden. Die Hühner kriegten ihr Futter, der Schweinekessel wurde gekocht, aus Runkeln, Kartoffeln, Schrot und Futterkalk. Das ganze wurde gestampft und draußen in den Futtertrog geschüttet. Und die Ziege wollte auch ihr Futter haben. Im Sommer kriegte sie Grünes, im Winter Heu. Morgens und abends wurde sie gemolken, morgens und abends wurde auch in ihren Stall gestreut. Die Ziegenmilch haben wir getrunken; außerdem wurde Milchsuppe draus gemacht. Man hat auch etwas Milch sauer werden lassen, in einem Beutel aufgehängt und abtropfen lassen. Das gab Quark. Den haben wir manchmal mit Schnittlauch, manchmal nur so gegessen.

Wenn mein Mann Mittagsschicht hatte, mußte das Essen um zwölf Uhr auf dem Tisch stehen. Wenn er Morgenschicht hatte, kam er um viertel nach zwei, halb drei nach Hause und hat gegessen. Mittags wurde durcheinander gekocht oder einzeln, je nachdem. Mit Gemüse, Salat, Wirsing, Kaps, Wurzeln, was man gerade im Garten hatte. [...]
Als ich verheiratet war, bin ich nicht mehr weggekommen. Wir hatten hier unsere Arbeit.²

Die ausgestellte Lampe offenbart, dass Arbeitersiedlungen in den 1920er-Jahren noch längst nicht über Elektrifizierung verfügten. Zur Beleuchtung wurden neben Kerzen auch Petroleumlampen verwendet. Das Brennmittel wurde in den Glasbehälter eingefüllt, so dass



Petroleumlampe

Deutschland, 1900/1920
Eisen, Glas, Stoff, 23 x 11 x 11,5 cm
Inv.-Nr. 840

das untere Dochtende in die Flüssigkeit ragte. Das obere Ende des Dochtes konnte nachfolgend entzündet werden. Ein seitliches Stellrädchen bot die Möglichkeit, den Stoffstreifen weiter herein- oder herauszudrehen, was die Flammengröße je nach Bedarf variiert. In die Fassung um den Docht wurde ein Glaskolben eingesetzt, der die Flamme gegen Zug und Funkenflug schützte – vermutlich ging er in diesem Fall kaputt.

Bei Lampen dieser Art ist hinter der Flamme ein profiliertes Rundblech positioniert, das ursprünglich eine verchromte Oberfläche besaß. Über diese Beschichtung wurde ein maximaler Reflexionsgrad des Lichtes in Richtung des Raumes erzielt. Das Blech ist an einer Aufhängung befestigt, die unten den eingeschnürten Vorratsbehälter einfasst.

Auf der Unterseite des Glasbehälters ist der Schriftzug „TOPKAPI ISTANBUL“ zu lesen. Petroleumlampen dieses Herstellers wurden über mehrere Jahrzehnte in verschiedenen Ausführungen produziert. (AB)

Üppige Ausstattung³

Als die Dreieckskolonie gebaut wurde, da kamen aus allen Ländern Arbeiter mit ihren Familien: von Ostpreußen, Polen, Sachsen und Schlesien. Sie sind schon eingezogen, als noch keine Fenster und Türen in den Koloniehäusern waren. Die Wände wurden mit Kalk gestrichen, später haben sie die Wände mit einer Schablone bemalt. Da haben sie bald die ganze Woche zum Bemalen eines Zimmers gebraucht. Tapete gab es noch nicht. War auch hygienischer wegen Ungeziefer. Die Leute hatten alle viele Kinder. Jeder hat Vieh gehalten, Schweine, Hühner, Ziegen, Kaninchen, Gänse, Enten. An das Haus war eine Mistkuhle gebaut worden. Das Klosett war ein Plumpsklo. Vom Vieh wurde der Mist in den Garten getragen. Es gab im Sommer viel Fliegen. Da wurden Fliegenfänger aufgehängt. Spritzzeug gab es da noch nicht. Die Beleuchtung war eine Petroleumlampe oder Kerze. Auch wenn die ganze Nacht Beleuchtung gebraucht wurde, so hatten sie ein Glas Wasser und darauf einen kleinem Schwimmer mit kleinem Kerzendocht.⁴



Fleischwolf

Fa. Alexanderwerk, Remscheid, 1900/1920
Eisen, Messing, Holz, 29,5 x 10 x 26,5 cm
Inv.-Nr. 96

Hersteller dieses handbetriebenen Fleischwolfs ist die Remscheider Firma Alexanderwerk. Sie existiert bis heute, ist seit dem Zweiten Weltkrieg jedoch vornehmlich auf die Herstellung von Anlagen für die chemische und pharmazeutische Industrie konzentriert. Die Firma wurde 1885 durch Alexander von der Nahmer gegründet und verstand sich damals in erster Linie als Gießerei. In der frühen Zeit avancierte das Unternehmen zu einem der wichtigsten Hersteller von Haushaltsgeräten.

Tatsächlich wurde die Firma in Verbindung mit der Herstellung des Fleischwolfs berühmt. Der Gründer hatte das Gerät in den USA entdeckt und sicherte sich die Lizenz zur Produktion für Deutschland. So findet sich auch auf der Rückseite dieses Exponats noch der Hinweis „RRA D.R.PATENT“, der auf die zulässige Herstellung im Deutschen Reich aufmerksam macht.

Der Fleischwolf konnte mittels Schraubzwinge an einer Tischplatte montiert werden. Die Fleischstücke wurden oben im Einfülltrichter positioniert. Durch Drehen der Kurbel wurde das Fleisch dann mittels einer Schraube in den vorderen Bereich des Zylinders befördert, wo Messerklingen die Stücke zerkleinerten. Der Feinheitsgrad des Hackfleisches ließ sich über verschiedene Lochscheiben regulieren, die hinter dem Befestigungsring an der Austrittsstelle eingesetzt wurden.

Die Verwendung eines solchen Gerätes innerhalb eines Haushalts lässt schlussfolgern, dass die Bewohner regelmäßig Tiere schlachteten, die als Haustiere in Ställen und im Garten gehalten wurden. Die Produkte, die aus dem Fleisch entstanden, waren sowohl für den Eigenbedarf als auch für den Weiterverkauf gedacht, um das meist geringe Einkommen aufzubessern. (AB)

Das war immer ein Fest

Bei uns zu Hause wurde das erste Schwein Mitte November geschlachtet. Wir Kinder freuten uns darauf besonders. Vater und ein Nachbar haben sonntags die Schweine gemessen, mit dem Zentimetermaß um den Bauch herum. Somit konnten wir ausrechnen, wie schwer das Schwein und wie dick der Speck war. Darauf wurden auch Wetten abgeschlossen.

Dann kam der Hausschlachter. Mutter machte einen großen Kessel Wasser heiß. Die Leiter wurde sauber gemacht, an der das Schwein mit einem Querbalken aufgehängt wurde. Der Metzger holte das Schwein aus dem Stall, mit vielen Umständen. Wahrscheinlich wußte es, was ihm blühte.

Es wurde auf einer Pritsche angebunden. Dann kam es auf des Metzgers Schlag an. Mit dem großen Holzhammer bekam es einen, manchmal auch zwei oder drei Schläge vor

den Kopf, bis es umkippte. Nun wurde es vom Metzger abgestochen. [...]

Am Abend kam der Metzger wieder und zerlegte das Schwein. Im großen Pökelfaß wurde das Schwein eingesalzen, auch die Hinter-schinken und der Speck für eine gewisse Zeit. Schinken und Speck wurden zum Nachbarn in die Räucher-kammer gebracht, wo sie über dem Sägemehlfeuer geräuchert wurden. Das Sägemehl stellte Vater für alle Nachbarn her, denn er war ja Schreiner.

Danach hat der Metzger Blutwurst und Leberwurst in die Därme gemacht und gekocht. Aus der gekochten Brühe, in der manche Wurst entzwei ging, wurde Pannhas hergestellt. Die Mettwürste wurden getrocknet und geräuchert. Es war immer ein großes Schlachtfest mit großem Braten. Und wir freuten uns schon auf das zweite Schlachtfest im Februar. Diese Schlachtfeste fanden in jeder Familie statt.⁵



Wringer

Fa. Miele, Gütersloh, 1920/1929
Eisen, Messing, Holz, 39,7 x 74 x 22 cm
Inv.-Nr. 217

Die Firma Miele gilt bis heute als bekannter Hersteller von Küchen- und Haushaltsgeräten.

Zum Sortiment gehörte auch ein kurbelbetriebener Wringer, der vermutlich im Zeitraum zwischen 1920 und 1940 hergestellt wurde. Die Schraubzwinge dienten zur Befestigung auf dem oberen Rand eines Waschbottichs, so dass die Wäsche direkt nach dem Waschgang von überflüssigem Wasser befreit werden konnte. Hierfür wurden die Wäschestücke durch die zwei Rollen geschoben und durch Drehen der Kurbel von überflüssigem Wasser befreit.

Neben den Schrauben zur Befestigung auf dem Bottich gibt es auf der oberen Strebe des Gerätes noch eine weitere Flügelschraube, die Druck auf eine darunterliegende Metallstrebe ausübt. Mittels dieser Vorrichtung lässt sich einstellen, wie stark die beiden Rollen aufeinandergepresst werden. Darüber hinaus befinden sich vor und hinter den Rollen leicht geneigte Bretter, die als Führung des Stoffes dienen. Bei Nichtgebrauch können sie nach oben eingeklappelt werden, so dass sie in dieser Position zusätzlich die Rollen schützen.

Die Führungsbretter dienen neben ihrem eigentlichen Zweck ergänzend als Werbeträger. Neben dem eigenen Miele-Logo konnte dort der Name des Geschäftes aufgebracht werden, das die Geräte verkaufte. Die Filiale des Unternehmens Banniza an der Münsterstraße existierte noch bis Ende der 1970er-Jahre. (AB)

Die Frauen hatten keinen Sonntag

Es wurde ja samstags auch gearbeitet, und jede Woche brachten sie das Arbeitszeug nach Hause. Das mußte gewaschen werden, daß es montags wieder sauber war. Da konnten die Frauen noch sonntags das Arbeitszeug flicken, wenn sie nichts zum Wechseln hatten. Das Arbeitszeug mußte selber bezahlt werden. Die Wäsche wurde aus dem Ofen im Kessel gekocht, erst in Sodawasser eingeweicht, dann mit Soda und Schmierseife

gekocht. Die weiße Wäsche wurde auch erst in Soda eingeweicht und dann mit Seife und Bleichsoda gekocht, gebleicht, gewaschen, gebleicht und nochmals mit Seife und Sil gekocht und auf dem Waschbrett oder mit der Bürste gewaschen.⁶



Nähmaschine

Fa. August Göricke, Bielefeld, 1900/1920
Eisen, Messing, Holz, Farbe, Porzellan, Perlmutter,
103 x 75 x 46 cm
Inv.-Nr. 846

Die ausgestellte Nähmaschine stammt aus der Produktion der Firma August Göricke in Bielefeld, die ab 1874 in Herstellung ging. Ebenso konnten dort derartige Maschinen in Reparatur gegeben werden. Später wurde das Unternehmen für die Herstellung von Fahrrädern bekannt.

Nähmaschinen dieser Bauart bestehen aus einem gusseisernen Gestell und einer Tischplatte, auf der die Maschine positioniert ist.

Sie wird durch ein Fußpedal betrieben, wobei das seitlich montierte Rad mittels eines Lederriemens das Antriebsrad der Nähmaschine in Bewegung setzt. Für eine genauer kontrollierte Bewegung des Antriebsrades ist dieses mit einer Kurbel versehen und lässt sich auch von Hand steuern.

Die Nähmaschine ist auf einer kleineren Platte montiert, die sich separat aus der Tischplatte herausheben lässt. Auf diese Weise kann die Mechanik der Unterfadenführung überprüft werden.

Das Modell des Unternehmens Göricke offenbart – wie viele Modelle auch anderer Unternehmen aus dieser Zeit –, dass der gestalterische Einfluss des Jugendstils sich auch in den Verzierungen niederschlug. Die Verstrebenungen des Untergestells sind geschwungen und zeigen teilweise (neu)gotische Formen. Die Ornamente auf der Maschine sind überwiegend floral gehalten und weisen verschiedene Zierbordüren auf. In der goldenen Farbgebung setzen sie sich besonders gut vom schwarzen Untergrund ab. Perlmutteinlagen setzen irisierende Akzente. Darüber hinaus ist auch die Tischplatte mit Intarsien versehen, die u. a. Messskalen integrieren.

Nähmaschinen waren um 1900 in vielen Haushalten vertreten, da damals bereits die Möglichkeit zum Ratenkauf bestand. Vermutlich wurden sie in Haushalten nicht nur für den Eigenbedarf, sondern ebenfalls für einen Zusatzerwerb genutzt. (AB)

Bei Tage kam man gar nicht dazu
Abends hat man noch gestopft, geflickt, genäht und gestrickt. Bei Tage kam man gar nicht dazu. Wenn der Mann Mittagsschicht

hatte, kam er gegen halb elf abends nach Hause. Da lagen die Kinder im Bett, das Vieh war versorgt. Dann hat man sich in die Küche gesetzt und gewartet, bis er kam. Dabei hat man eben gestopft oder genäht, Hemden und Höschen für die Kinder, aber auch mal ein Kleid. Ich hab mir ein Heft gehalten, ‚Der neue Schnitt‘, hab die Schnittmuster ausgeschnitten und danach geschneidert.⁷



Koffer

Fa. Lohmann Werke AG, Bielefeld, um 1930
Vulkanfiber, Eisen, Messing, Stoff, 46 x 67 x 19 cm
Inv.-Nr. 19

Der Koffer weist auf der Oberseite ein Firmenschild auf, das fünf Sattler in Arbeitsschürzen zeigt. Darüber hinaus finden sich die Schriftzüge „Lohmann“, „SCHUTZ-MARKE“ und „GARANTIERT VULKANFIBER“. Dies weist darauf hin, dass der Koffer von dem in Bielefeld ansässigen Unternehmen Lohmann Werke AG hergestellt wurde – ein Ableger des Hauptsitzes in London, der anfangs v. a. Fahrräder und Fahrradteile fertigte. Ab 1906 wurde das Sortiment um Koffer erweitert, wobei die Preissegmente variierten. Für die besser gestellte Käuferschicht wurde als Material Leder verwendet, preiswerter wurde

es durch die Verwendung von sogenanntem Vulkanfiber. Das Material gilt als einer der frühen Kunststoffe und entsteht durch das Tränken von Zellulosefasern in Zinkchlorid. Es zeichnet sich durch Beständigkeit, geringes Gewicht und hohe Flexibilität aus.

Koffer waren in Zechensiedlungen früherer Zeiten sicher weniger als Reisegepäck für den Urlaub präsent, sondern dürften im Alltag häufig anzutreffender Gegenstand gewesen sein. Das geht in erster Linie auf den Umstand zurück, dass es in vielen Haushalten Kostgänger gab. Diese Untermieter wohnten und schliefen jedoch nicht nur mit in den Häusern, sondern wurden auch von den Familien versorgt. Oftmals waren sie ins Alltagsleben einbezogen. Auf diese Weise ließ sich das Einkommen der Familien zusätzlich aufbessern. In erster Linie ist bei Kostgängern an unverheiratete Männer zu denken, die auch bei der Wahl ihres Arbeitsortes flexibel bleiben wollten. Gab es an einer Zeche nicht mehr genug Arbeit, packten sie ihre Sachen in den Koffer und suchten sich neue Unterkunft bei einer Familie am nächsten Standort. (AB)

Fremder Hut

Ganz zu Anfang, als mein Vater gerade vom Militär gekommen war, hat er in der Alten Kolonie als Kostgänger gewohnt.

Abends nach zehn Uhr kommt er von der Mittagsschicht nach Hause, packt in des kleine Fensterchen neben der Tür, nimmt den Schlüssel, schließt auf, geht rein, hängt die Mütze auf den Haken, hinter der Tür – alle Wohnungen hatten so einen Haken hinter der

*Tür –, kommt zum Backofen, macht ihn los und holt die Bratkartoffeln raus. Er setzt sich an den Tisch und fängt an zu löffeln. Da guckt er sich um: ‚Moment mal! Neben meiner Mütze hängt ja ein fremder Hut!‘
Dann hat er sich erst mal richtig umgeschaut, die Pfanne wieder in den Backofen gestellt, rausgegangen, wieder abgeschlossen und den Schlüssel weggelegt.*

Er hatte sich um ein Haus vertan. Und das ist ihm nicht alleine passiert, das ist x-mal vorgekommen.⁸



Riemenpeitsche

Deutschland, Anfang 20. Jh.
Holz, Leder, Eisen, Sisal, 70 x 3 x 3,5 cm
Inv.-Nr. 854

Die Peitsche stammt vermutlich vom Beginn des 20. Jahrhunderts. Ihr Aufbau ist einfach: sie besteht aus einem hölzernen Rundstiel, an dessen Vorderende Lederriemen befestigt sind. Die Montierung wurde mit einem breiteren Lederband ummantelt, um ein möglicherweise zu schnelles Abreißen der Riemen zu verhindern. Im Fall des hier vorliegenden Objektes ist das Rundholz mit einem Loch versehen, durch das ein Sisalband gefädelt wurde. Es diente sicherlich als Aufhängöse, um die Peitsche jederzeit schnell griffbereit zu haben. Darüber hinaus wurde in das Holz der Name „Weber“ eingeschnitzt – vermutlich der Name des Besitzers bzw. der Besitzer. Grundsätzlich lässt sich davon ausgehen, dass

Gegenstände dieser Art in erster Linie zur Bändigung von Tieren angeschafft wurden. Dennoch ist festzuhalten, dass bis in die 1970er-Jahre Peitschen auch als Züchtigungsmittel für Kinder verwendet wurden. Als Rechtfertigung für diese Praxis wurde in der Regel die Bibel herangezogen, wo es im Buch der Sprichwörter Salomons heißt: „Denn wen der Herr liebt, den züchtigt er, wie ein Vater seinen Sohn, den er gern hat.“ (3,12). Das Auspeitschen wurde in diesem verzerrten Verständnis sogar zum „Liebesbeweis“.

Es ist davon auszugehen, dass die ausgestellte Peitsche ebenfalls für die Züchtigung von Kindern verwendet wurde. Allein der Kontext des Zugangs in die Sammlung, der sich mit den Objekten der „Hochlarmarker Küche“ verbindet, spricht dafür, dass die Peitsche als ständig präsente Bedrohung im Wohnraum sichtbar war. Auch das Fehlen von zwei Lederriemen offenbart, dass die Riemenpeitsche tatsächlich genutzt wurde. (AB)

Patsch! Kriegtest Du eine

Damals haben wir für Dinge einen hinter die Löffel gekriegt, über die junge Eltern heute nur noch lachen würden. Es ging schon los, wenn ein Onkel oder ein guter Bekannter kam. Dann hieß es: ‚Gib dem Onkel mal das Händchen!‘ Die Linke durftest du schon gar nicht geben, sondern nur das ‚feine Händchen‘. Gut, du hast die Hand gegeben. Aber wehe, wenn du keinen Diener gemacht hattest! Dann kriegtest du so einen in den Nacken, daß der Kopf alleine nach vorne flog. Meist bekam man von der Mutter eines hinter die Ohren. Aber wenn du ein halbes Dutzend mal was ausgefressen hattest, hat es gereicht, und sie hat mit dem Vater gesprochen. Wenn der dann noch eine schlechte Schicht hinter sich hatte, hat er erst recht richtig zugelangt. So eine Abreibung hat für vier Wochen gereicht.

Manchmal, wenn die Nachbarskinder auf dem Hof zusammen waren und Rabbatz machten, kam die Mutter mit dem Stock dazwischen. Da kriegten die Nachbarskinder auch einen ab. Das war so üblich, darüber zankten sich die Nachbarn nicht.

Aber wenn eins von uns Blagen rief: ‚Mama, ich hab Kohldampf! Gib ma'n paar Kniffen raus!‘, dann kriegten alle eine mit. Wir haben nicht nur die Senge geteilt, sondern auch die Kniffen.⁹



Brieftaubenuhr

Fa. Benzing, Villingen-Schwenningen, um 1920
Holz, Metall, Glas, Leder, Papier, Farbe,
17,5 x 20,8 x 18 cm
Inv.-Nr. 3747

Brieftaubenuhren werden auch als Konstatieruhren bezeichnet. Sie sind spezielle Messgeräte, die ausschließlich für den Brieftaubensport genutzt werden. Das Uhrwerk des hier ausgestellten Exemplars wird über einen mechanischen Aufzug angetrieben. Die Nutzung des Gerätes erfordert für die Dokumentation während der relevanten Zeitspanne eine Verplombung des Kastens, so dass Manipulationen ausgeschlossen werden können. Somit verbleiben an der Oberseite

zwei Öffnungen mit Abdeckungen, die mit den Bezeichnungen „1-15“ und „16-30“ versehen sind. Demnach können die Zeiten von maximal 30 Brieftauben erfasst werden. Hat eine Taube beim Wettbewerb ihren Flug abgeschlossen, wird ihr der Gummiring von der Krallen entfernt, auf dem die Nummer der jeweiligen Taube steht. Dieser Ring wird dann je nach Zuordnung in die entsprechende Öffnung eingeworfen. Für die Erfassung der Zeit muss ein zugehöriger Steckschlüssel auf der Oberseite des Kastens platziert und gedreht werden, der das Abstempeln auf einem Messblatt auslöst. Hier werden Tag, Stunde, Minute und Sekunde festgehalten. Gleichzeitig wird durch das Drehen des Schlüssels die folgende Trommel zur Aufnahme des nächsten Ringes freigegeben.

Die Firma Benzing aus Villingen produziert bis zum heutigen Tag Uhren für diesen Zweck, die inzwischen jedoch auf elektronischer Basis und über eine Chip-Erkennung funktionieren. Die ausgestellte Uhr stammt aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. (AB)

Fröhliche Wiederkehr

Vor der Gründung des ersten Hochlarmarker Brieftaubensportvereins ‚Blitz‘ 1901 bis zur Gründung des Vereins ‚Fröhliches Wiedersehen‘ (später ‚Heimkehr‘) 1905 entstanden in Hochlarmark fünf Brieftaubenzuchtvereine. Im Laufe der Zeit stieg die Zahl auf neun an.¹⁰

Bei Wettflügen wurde eine Klingelanlage eingeschaltet, die mit einem Kontakt am Anflug-

brett verbunden war. Wenn eine Taube von der Reise zurückkam, setzte sie die Klingel in Betrieb.

Ein Taubenvater aus der alten Kolonie hatte am Sonntagmorgen die Ankunft der Tauben verschlafen.

Als er die Klingel hörte, schnell in die Lat-schen, auf den Schlag, der Taube den Gummiring abgemacht und über die Straße zur Uhr gerannt; denn es war nur eine Taubenuhr in der Kolonie. Erst durch das Gelächter der dort Anwesenden merkte er, daß er im Nachthemd durch die Kolonie gerannt war. Seine Hose mußte geholt werden.¹¹



Fahrrad

Deutschland, 1930/1940
Eisen, Stahl, Leder, Gummi, 105,5 x 182 x 52,5 cm
Inv.-Nr. 75

Das schwarz lackierte Herrenfahrrad dürfte in der Zeit zwischen 1930 und 1940 entstanden sein. Dies lässt sich anhand des Dynamos der Firma „Radsonne“ nachvollziehen, dessen Logo auf die 1930er-Jahre verweist. Weitere Bestandteile sind ein Sattel des Bielefelder

Unternehmens Wittkop & Co. und Reifen der Firma Continental aus Hannover.

Besonderheit des ausgestellten Fahrrads ist der Antrieb mittels Kardanwelle. Diese ungewöhnliche Mechanik wurde damals als kleidungsschonend beworben, da die Möglichkeit einer Verschmutzung an einer geölten Fahrradkette ausgeschlossen ist. Die Kardanwelle ist eine aus zwei Teilen bestehende Welle, die beweglich miteinander verbunden sind. Sie befindet sich in einer der unteren Streben, die zwischen Pedalen und Nabe des Hinterrads positioniert sind. Mittels kegelförmiger Zahnräder wird die Bewegung in die Vertikale übertragen.

Fahrräder verbreiteten sich in der Bevölkerung seit den 1920er-Jahren, ab etwa 1925 waren sie regulär mit Beleuchtung ausgestattet. Das Gefährt galt als relativ günstiges Fortbewegungsmittel, das auch für Menschen aus der Arbeiterschicht erschwinglich wurde. Vor allem zur Absolvierung des Arbeitsweges waren Fahrräder sehr geschätzt, so dass sie nach Möglichkeit stets intakt zu sein hatten. Dennoch blieb es zunächst gut behüteter Besitz und wurde Bekannten und Freunden gerne als Prestigeobjekt und Luxusgegenstand präsentiert. Häufig wurde es auch auf Bergarbeiter-Familienfotos gezeigt. (AB)

Wehe dem, der an mein Fahrrad geht!
Der Papa hatte fast immer Nachtschicht, Arbeitsbeginn abends zehn Uhr; morgens nach sechs kam er wieder nach Hause, wusch sich und zog dann mit seinen beiden Kühen ab zur Weide. Um zehn, halb elf kam er zurück und legte sich hin bis drei, aß und machte dann irgendwas im Garten oder auf dem Feld. Er hatte so seine 220 Pfund Gewicht und einen Schnäuzer bis hinter die Ohren, trug eine blaue Manchesterhose und eine Schlägermütze. Im Mund hatte er eine Pfeife, aber keinen

Tabak drin; das Mundstück von der Pfeife war durchgebissen.

Er war ein kräftiger Kerl, Ringer im Turnverein. Unten in der Grube haben sie sich immer über ihn beschwert: ‚Der Bursche hat so‘ne große Schnute, der treibt einen immer.‘ Vielleicht hatte er daher seinen Spitznamen weg, jedenfalls hieß er nur ‚der Fix‘.

Hinter der Küche hatten wir unsere gute Stube, da durften wir nur ganz selten rein. In der guten Stube standen ein Vertiko, ein rosarotes Plüschsofa, ein paar Figuren aus Gußeisen – und dahinter stand dem Fixen sein Fahrrad. Oh, das Fahrrad durfte nicht angefasst werden! ‚Wehe dem, der an mein Fahrrad geht!‘

Aber als der Fix mal weg war, sagte die Mama: ‚Hol mir mal in der Apotheke Kopfschmerzpulver, nimm ruhig das Fahrrad vom Fixen. Vergiß bloß hinterher nicht, den Sattel wieder hochzustellen, und putz die Reifen ab, wenn du wieder nach Hause kommst. Sonst merkt der Papa was.‘

Ich komm‘ zurück, putz die Reifen mit Lumpen ab, vergeb‘ aber, den Sattel raufzumachen. Der Fix kommt, will mit dem Rad raus zu seinen Kühen fahren – die weideten damals 20 Kilometer von hier in Lippradorf [Anm. d. Verf.: Lippramsdorf] –, schwingt sich drauf und merkt natürlich, daß der Sattel zu niedrig sitzt, kommt wieder rein: ‚Wer hat das Rad benutzt?‘

Alles ist rausgekommen und der Fixe war am Fluchen: ‚Ihr verdammten Täuschers, dat kommt nicht noch mal vor!‘ So‘n Fahrrad war eben viel wert damals.¹²

Zur Finanzierung des Ersten Weltkrieges gab das Deutsche Reich schon im August 1914 die Golddeckung der Mark-Währung auf und ließ immer mehr Papiergeld mit bloßem Nennwert drucken.

Nach dem Kriegsende waren es wachsende Sozialausgaben und steigende Haushaltsdefizite bei sinkenden Steuereinnahmen, die weiterhin mit „frischem“ Geld bedient wurden, mit der Folge, dass ab dem Herbst 1922 die Hyperinflation einsetzte. Im Herbst 1923 – nur noch ein Prozent der Staatsausgaben waren durch Steuereinnahmen gedeckt – wurde zur Vermeidung des Staatsbankrotts die Reichsbank zur Papiergeldfabrik. Neben einer dadurch hervorgerufenen Papierknappheit mangelte es weiterhin an Zahlungsmitteln. Neben Staatsgeld gab es daher auch kommunale Geldscheine.

Der ausgestellte Notgeldschein stammt vom 15. September 1923. Der Fünfzig-Millionen-Mark-Schein wurde von Kreis und Stadt Recklinghausen sowie von der Stadt Buer herausgegeben – u. a. deshalb, um eigene Gehaltszahlungen und Geschäftsverkehr abwickeln zu können.

Während die Vorderseite den Nominalwert des Geldscheines sowie die Ausgabestellen und Unterschriften der Verantwortlichen trägt, ist auf der Rückseite zusätzlich zum Nominal der Hinweis abgedruckt, dass für den Druck die Genehmigung des Reichsministers



Fünfzig-Millionen-Mark-Schein (Notgeld)

Landkreis Recklinghausen und Städte Recklinghausen und Buer,

15. September 1923

Papier, Farbe, 8,8 x 15,6 cm

Inv.-Nr. 3782

für Finanzen vorliegt. Ebenso findet sich der Schriftzug, dass der Schein nach Ablauf der durch amtlichen Aufruf zu bestimmenden Frist seine Gültigkeit verliert. Im Zentrum erscheint ein Bergbaumotiv, das aus Hammer, Schlägel und Geleucht besteht. Umrahmt wird es von einem Strahlenkranz und vom Schriftzug „Glück auf“.

Die Kaufkraft des ausgestellten Geldscheines entsprach zur Zeit seiner Ausgabe zwei Stück Butter. (AB)

Im Dauerlauf von der Zeche zum Händler

Auf der Zeche hat es bald jeden zweiten Tag Geld gegeben, nachher sogar jeden Tag. Dann mußte man im Dauerlauf von der Zeche zum Händler, wenn man noch was Vernünftiges für sein Geld kriegen wollte.¹³

„Hier auf wildem Grunde“ Eine Bergarbeiterkolonie entsteht

Hier auf wildem Grunde¹⁴

Die Hochlaer Mark, später kurz Hochlarmark genannt, der von Überschwemmungen und einer oft den Lauf ändernden Emscher heimgesuchte Bruch im äußeren Südwesten der Stadt, galt lange als unbewohnbar.

Die Grundbesitzer, darunter der Herzog von Arenberg sowie ein paar Höfner vor allem aus Hochlar, nutzten sie hauptsächlich als Viehweide oder zum Streusammeln.

Noch im Jahr 1855, nach der bereits im 18. Jahrhundert begonnenen Privatisierung und Aufteilung des Landes gab es lediglich sieben Pächterfamilien, die sich bemühten, das Land urbar zu machen. Der geringe Umfang des Landbesitzes und die Unfruchtbarkeit des Bodens zwangen die Kötter, einem zusätzlichen Broterwerb nachzugehen.

In diesem Ödland gab es weder eine Schule noch eine Kirche, der historisch gewachsene Stadtkern war nur über schlecht passierbare Wege zu erreichen.

Zwischen 1963 und 1869 erwarb die Société Civile Belge des Charbonnages d'Herne-Bochum sowohl Felder in Recklinghausen Süd als auch auf der gegenüberliegenden Emscherseite. Unter der Ägide einer belgischen Gesellschaft begannen also im Jahr 1869 die Abteufarbeiten auf Clerget I in Recklinghausen Süd, ab 1875 wurde dort Kohle gefördert. 1882 wurde der erste Schacht der Zeche Clerget II in Hochlarmark abgeteuft, 1884 wurde mit der Kohleförderung begonnen und ab 1889 von der Harpener Bergbau AG unter dem Namen Recklinghausen II fortgeführt. Im Volksmund erhalten blieb auch nach der Umbenennung der Name „Klärchen“.

Der Zechenbau musste sich in diesem Niemandsland weder mit einer alteingesessenen, gutsituierten und organisierten Bauernschaft noch mit einer bereits bestehenden Ortschaft und Infrastruktur auseinandersetzen. Die wenigen Kötterfamilien gaben die ohnehin unrentable Landwirtschaft auf und passten sich den neuen Gegebenheiten an.¹⁵

Schmelztiegel und Taubenschlag

Kraft der von Dampfmaschinen angetriebenen Pumpen gelang um 1830 erstmalig die Durchdringung der wasserführenden Mergelschicht und schuf damit eine wesentliche technische Voraussetzung für den Abbau der tiefergelegenen Flöze im nördlichen Bereich der Region. Der Bergbau konnte seine Nordwanderung beginnen und erreichte um 1870 den Emscherbruch. Begünstigt wurde die industrielle Entwicklung der Emscherzone durch die Streckenführung der 1847 in Betrieb genommenen Köln-Mindener-Eisenbahn.¹⁶

Bereits in den 1860er-Jahren begann ein wirtschaftlicher Aufschwung. Die Schaffung eines einheitlichen nationalen Wirtschaftsraumes ab 1871 und die wirtschaftsliberale Gesetzgebung leiteten die rasante ökonomische Entwicklung ein. Mit dem Freizügigkeitsgesetz von 1860 und der Einführung der Bergbaufreiheit im Allgemeinen Preußischen Berggesetz von 1865 vollzogen sich im deutschen Steinkohlebergbau weitreichende strukturelle Veränderungen. Ehemals handwerklich geführte Kleinbetriebe wurden zu industriellen Großbetrieben in der Hand finanzstarker Gesellschaften.¹⁷

Die Tiefbauzechen der Emscherzone zahlten höhere Löhne als die alten, weniger kapitalintensiven Bergwerke im südlichen Ruhrgebiet und zogen Arbeitskräfte zu Tausenden an. Nach der Reichsgründung im Jahr 1871 kam es in Deutschland zur größten je dagewesenen Ost-West-Binnenwanderung von Erwerbsmigranten. Die Zechengesellschaften selbst warben ab 1880 gezielt um Zuwanderer. Dieser immense Zuzug hielt bis zum Ersten Weltkrieg an.

Die Zuwanderung in Hochlarmark erfolgte in mehreren Schüben: Bergleute aus dem Ruhrtal und der Hellwegzone des Ruhrgebiets sowie Kötter- und Handwerkersöhne aus dem Münsterland bildeten die erste Gruppe der in Hochlarmark Ansässigen. Es folgten Arbeiter aus Hessen, Thüringen, Sachsen und den schlesischen Bergbaubezirken. In den 1890er-Jahren kamen Menschen aus den ost- und westpreußischen Gebieten sowie aus der Provinz Posen und bildeten den Hauptzuzug.¹⁸

Ermöglicht wurde diese Bewegung durch das dichte Eisenbahnnetz; ein in den 1880ern eingeführter Sozialtarif der preußischen Staatsbahnen gestattete die mehrere Tage dauernde Fahrt auch Geringverdienern.

Recklinghausen war ab 1870 angebunden, fünf Jahre später entstand im Süden der Stadt ein Bahnhof für Kohlentransporte, der 1881 für den Personenverkehr geöffnet wurde.

Nach einer frühen Phase, in der vor allem ledige Männer emigrierten, verließen zwischen 1880 und 1910 rund 220.000 Menschen aus Ostpreußen, 150.000 aus der Provinz Posen und 100.000 aus Westpreußen ihre Heimat, wobei immer häufiger Familienangehörige nachzogen. Der Kreis Recklinghausen wurde 1905 zum bevölkerungsstärksten aller Land-

kreise Innerhalb Preußens mit dem zugleich höchsten Polenanteil.¹⁹

Begünstigt wurde die schnelle Einbindung der zahlreichen bergbaufremden, bis dahin vor allem in der Landwirtschaft tätigen Arbeitskräfte in die Arbeitsprozesse durch die anfänglich mit einfachen Werkzeugen zu bewältigende Art der Arbeit im Bergbau.

Der durch die Teilung und fehlende Staatlichkeit Polens das 19. Jahrhundert hindurch angeheizte Nationalismus der Polen traf auf deutschen Patriotismus. Die Polen führten ihre Ablehnung und Diskriminierung auf Sprache und Konfession zurück und so wurde die Religionsausübung in polnischer Sprache zum Instrument ihres Nationalbewusstseins. Der erste von Polen in Dortmund gegründete Verein war dementsprechend ein religiöser und rief die Behörden auf den Plan, die ab 1883 die Polen überwachten.

Einen tiefen Einschnitt in das öffentliche Leben bewirkte der sogenannte Sprachenparagraph des Reichsvereinsgesetzes von 1908, der den Gebrauch der polnischen Sprache bei offiziellen Versammlungen verbot. Obwohl die Polen und Masuren mit preußischer Staatsangehörigkeit dieselben staatsbürgerlichen Rechte besaßen wie die Westfalen oder Rheinländer, erfuhren sie intensive polizeiliche Überwachung, Kontrolle und Diskriminierung.²⁰

Nach dem Ersten Weltkrieg fand eine durch die Ruhrbesetzung 1923 und die Bergbaukrise ab 1924 verstärkte Ab- bzw. Rückwanderung von polnischsprachigen Einwohnern vor allem in die Bergbaureviere des neu entstandenen polnischen Nationalstaates sowie in die nordostfranzösischen und belgischen Kohlereviere statt.

Die Bevölkerungszahl Hochlarmarks sank von 6.500 auf 5.700²¹ und die Fluktuation zeigte

sich entsprechend an Siedlungsschwerpunkten polnischsprachiger Bergarbeiter wie der Robertstraße.²²

Die Kolonien

Aufgrund seiner Standortgebundenheit und der oft fehlenden infrastrukturellen Anbindung war der Kohlenbergbau gezwungen, selbst für die Unterbringung seiner Arbeitskräfte zu sorgen. Es entstand die besondere Wohn- und Lebensform der Kolonie – im Werkbesitz befindliche Arbeiterwohnungen in geschlossenen Siedlungen, die meist weitab vom Stadtkern liegen. Bei der Entstehung dieser paternalistischen Zechenkolonien spielten im Grundsatz neben wirtschaftlichen und politischen Erwägungen auch karitative und soziale Überlegungen eine Rolle.

In der ersten Phase des Koloniebaus bis 1850 gab es noch kaum gebietsspezifische Ausformungen.²³ Der typische Haustyp einer Zechenkolonie im Kreuzgrundriss wurde erstmals im Elsass für Kalibergbauarbeiter gebaut und 1855 auf der Pariser Weltausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt. Drei Jahre später entstand in Bochum-Stahlhausen die erste nach diesem Schema im Ruhrgebiet angelegte Siedlung.

Zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Werkwohnungsbau zur wichtigsten städtebaulichen Komponente im Revier und die Zechen zu Siedlungskernen. Im Jahr 1893 hatten die Ruhrzechen 10.000 Wohnungen im Bestand, bis 1914 entstanden 94.000 weitere. Dabei lagen die Mieten um 20 bis 50 Prozent niedriger als auf dem freien Wohnungsmarkt. Die Belegung verbesserte sich in dieser Zeit von rund 15 Personen pro Wohnung auf 4,5 Personen pro Wohnung.²⁴

Für die Bergleute selbst besaßen die Kolonien durch ihre halbgararische Bauform,

die den Herkunftsgebieten ihrer Bewohner Rechnung trug, eine hohe Attraktivität. Die in der Heimat erworbenen landwirtschaftlichen Kenntnisse der Frauen ermöglichten die nötige Subsistenzproduktion durch Gemüseanbau und Kleinviehhaltung.

Die Siedlungshäuser boten ausreichend Platz für die zur Finanzierung der Familie bis in die 1920er-Jahre hinein wichtigen Kostgänger. Insbesondere Familien mit vielen Kindern und wenig Platz hatten Kostgänger. Diese trugen nicht nur, wie auch Kinder, die schon verdienten, erheblich zum Haushaltseinkommen der Familien bei, sondern wurden zum Teil auch familiär eingebunden. Manche Familien hatten zwei bis drei Kostgänger, andere sechs bis acht, die bei geringerer Bezahlung in den Stallstuben untergebracht wurden.

Die jungen und alleinstehenden Zechenarbeiter waren hochmobil.²⁵ Sie wanderten ihre eigene Tarifpolitik verfolgend von Zeche zu Zeche und wohnten in Menagen oder als Kostgänger. Hatte die Migration zunächst zu Entwurzelung und Bindungsarmut geführt, trug gerade das informelle Netzwerk der Bergarbeiterfamilie erheblich zur Bewältigung der sich aus der hohen Mobilität ergebenden sozialen Herausforderungen und Eingewöhnungen bei.

Die Alte Kolonie

Das 1876 in der preußischen Provinz Westfalen in Kraft getretene „Ansiedlungsgesetz“bürdete dem Bauherrn von Werkssiedlungen zwar die Kosten für die Infrastruktur – Straßen, Wasserleitungen, Kanalisation und Schulen – auf, de facto musste die unter Druck gesetzte Gemeindeversammlung der Stadt Recklinghausen bei einzelnen Forderungen zurückstecken, so wurde u.a. die einmalig zu entrichtende Abgabe der Zeche für jedes Haus von 500 auf 125 Reichsmark heruntersetzt.²⁶

1885 begann die Harpener Bergbau AG den Bau der Alten Kolonie, der ersten Hochlarmarker Bergarbeitersiedlung, die eine Menage für 60 Bergleute umfasste, fünf Beamtenwohnhäuser sowie 18 im Kreuzgrundriss konzipierte zweistöckige Wohnhäuser für jeweils vier Bergarbeiterfamilien. Es gab lediglich einen Haustyp, aber viel verbindendes Grün durch großzügige Gärten mit einer Größe von 100 bis 200 qm.

Die unterkellerten Häuser besaßen ca. 60 qm Grundfläche auf zwei Etagen, in seitlichen Anbauten befanden sich Stallungen und separate Eingänge für je zwei Familien. Die ca. 10 qm große Küche und ein ca. 17 qm großes Zimmer befanden sich im Erdgeschoss. Die Toiletten befanden sich außerhalb des Hauses. Genutzt wurden die unteren Räume als Schlaf- und Aufenthaltsräume, während die beiden oberen in der Regel an Kostgänger vermietet wurden.

Die Häuser hatten einen Wasseranschluss, die Gasversorgung erfolgte nach dem Ersten Weltkrieg, die Stromversorgung für elektrisches Licht erst nach dem Zweiten Weltkrieg.²⁷

In unmittelbarer Nachbarschaft, dennoch sich sozial architektonisch abgrenzend, waren neun großzügige Häuser für Zechenhandwerker und -angestellte, zwei Gründerzeithäuser für die Betriebsführer und eine Villa für den Grubenverwalter entstanden.

Mit der Karl- und Bahnhofstraße etablierten sich zwei Geschäftsstraßen, an denen durch die Harpener Bergbau AG weiterer Wohnraum geschaffen wurde. 1885 wurde die erste Schule eröffnet, mit einem Trakt für die Katholiken und einem für die Protestanten. Die Wege in der alten Kolonie mussten bis in die 1920er-Jahre ohne Laternen, Bürgersteige

und Pflasterung auskommen.²⁸ „Zunächst existierten eine Industrieanlage, die Zeche Recklinghausen II, und einige Bergarbeiterwohnungen. Nur zögernd und in verkümmelter Form folgten Mittelstand und die dringlichsten infrastrukturellen Leistungen wie Schulen, Straßen, Wasserversorgung, Post und Polizei.“²⁹

Neben der Alten Kolonie und den beiden Geschäftsstraßen existierte noch ein dritter Hochlarmark-Stuckenbusch genannter Ortsteil. Die Harpener Bergbau AG unterstützte Bergleute, die dort Bauland erwarben, mittels der Vergabe günstiger Kredite. Der eigene Kotten blieb allerdings für die meisten Bergleute um die Jahrhundertwende noch unerreichbar.

Die Neue Kolonie

Obwohl der Stadtteil um die Jahrhundertwende stark gewachsen war, konnte lediglich ein Drittel der auf Recklinghausen II beschäftigten Bergleute in Hochlarmark untergebracht werden. Die Fluktuationsrate der Bergleute war weiterhin überdurchschnittlich hoch und dementsprechend blieben die Förderleistung und der Gewinn hinter den Möglichkeiten einer ortsansässigen Stammebelegschaft zurück.³⁰

Daher entschied die Harpener Bergbau AG im Jahr 1900, eine zweite und größere Bergarbeiter-Kolonie zu gründen. Die ersten Häuser entstanden in architektonischer Anlehnung an den Haustyp der Alten Kolonie, überhaupt gab es wenig Haustypen, die sich in ihrer Bauweise ähnelten.³¹

Zunächst wurden von 1901 bis 1903 insgesamt 63 Gebäude errichtet, davon waren 62 für Bergleute und ein großzügiger angelegtes für Angestellte. Die Siedlung gruppierte sich in Form eines Dreiecks um einen freien Platz

im Zentrum, der eine mit Akazien und Eichen bepflanzte Parkanlage bildete.

Die Bergarbeiterhäuser waren wie die in der alten Kolonie im Kreuzgrundriss angelegt und umfassten je vier Wohneinheiten. Jedes Haus besaß seitlich zweistöckige Stallbauten. Deren obere Etage umfasste neben dem Heuboden die Stallstuben für Kostgänger. Die Wohnungen hatten einschließlich der Stallstuben eine Grundfläche von 75 qm. Die Küchen waren größer und bedarfsgerechter geplant als in der Alten Kolonie und umfassen ca. 18 qm. Sie waren damit als Wohnküche nutzbar und trugen den Bedürfnissen ihrer Bewohner besser Rechnung.³²

Nach der 1907 erfolgten Ergänzung der Dreiecksiedlung auf der Nord- und Ostseite um zwei baulich weitgehend ähnliche Häuserzeilen, erfolgte schließlich etwas entfernt der Bau von drei Zweifamilienhäusern für Zechenangestellte, die mit ca. 130 qm Wohnfläche pro Wohneinheit großzügig bemessen waren.³³ Die Wohnungen der Zechenangestellten waren im Übrigen mietfrei und wurden anders als die Arbeiterwohnungen in regelmäßigem Abstand renoviert.

Die Wohnküche

Die verbindende Besonderheit des Arbeiterwohnens in der Kolonie war die Größe und Nutzung der Wohnküche, die häufig mit 17 bis 20 qm Grundfläche geplant wurde. Der Zugang zu anderen Räumen wurde häufig vorverlegt oder auch als Wohnungsflur angelegt, so dass die Schlaf- oder Kostgänger ihr Zimmer erreichen konnten, ohne das „Familienzimmer“ betreten zu müssen.

Das System der Mischökonomie mit der den Eigenbedarf ergänzenden Subsistenzproduktion an Lebensmitteln und der Aufnahme von Kostgängern regelte die Familienstruktur

wesentlich. Zu den Qualitäten einer Bergarbeiterfamilie zählten ein vorausschauendes Sparsamkeitsregime und eine permanente Einschränkung der Bedürfnisse.

In der Küche wurden die Mahlzeiten eingenommen sowie deren Vor- und Nachbereitung erledigt. Bügel-, Näh- und Stopfarbeiten wurden unternommen und die Schuhe besohlt. Gebadet wurde ebenfalls in der Küche, die als einziger Raum geheizt wurde. Die Kinder nutzen die Küche für die Erledigung der Schularbeiten. Besucher aus der Nachbarschaft kamen vorbei. In Krisenzeiten diente sie als eine Art informelles Streiklokal. Sie war Alltags- und Feiertagsraum.

Obwohl der von allen genutzte Küchenraum keine Rückzugsmöglichkeiten bot, kam durch die unterschiedlichen zeitlichen Nutzungskorridore der einzelnen Familienmitglieder keine Enge auf. Zudem spielte sich ein Großteil der alltäglichen Verrichtungen im Freien ab. Zum Mobiliar der Küche gehörten in der Regel ein Herd, ein Tisch mit mehreren Stühlen, eine Bank mit Rückenlehne, ein Schrank und eine oder auch zwei Anrichten.³⁴

Viele der aus dem Osten zugewanderten Familien brachten ihren Hausrat mit. Dazu gehörten neben einer zweckdienlichen Möblierung das Kochzubehör und eine umfangreiche Ausstattung zum Einkochen³⁵, Wasch- und Nähutensilien, Schuhreparaturwerkzeug sowie Gartengeräte. Fehlendes wurde gewöhnlich auf Ratenzahlung hinzugekauft. War kein Besitz vorhanden, kostete die Grundmöblierung den Bergmann im Jahr 1908 einen halben Jahreslohn.³⁶

Auch in den bürgerlichen Haushalten des ausgehenden 19. Jahrhunderts war die als Arbeitsraum genutzte Küche eher schlicht möbliert. Vergleicht man allerdings die zur

Aussteuer gehörenden standesgemäßen Küchengerätschaften, umfassten diese allein 200 verschiedene Utensilien und zwar größtenteils in unterschiedlichen Größen und Ausformungen. Zur „guten Partie“ gehörten beispielsweise sechs kurze und lange Holzketten sowie sechs kleine Holzketten, zwei Butterrollketten, zwei Klößchenrollketten, eine Rührkelle, zwei Rührkeulen und sechs Quirle.³⁷

Im Bürgertum hatten sich mit der bürgerlichen Kleinfamilie sowie der räumlichen Trennung und spezifischen Funktionszuweisung der einzelnen Räume zeitgleich eine andere Lebensform durchgesetzt. Die Öffnung von Familien gegenüber Fremden war zwar kein neues Phänomen, aber nie vorher hatten Angehörige derselben Klasse zusammengelebt, ohne soziale Kontrolle und persönliche Abhängigkeit durch sozial höher gestellte Personen innerhalb dieses Zweckverbundes. Das führte zu Misstrauen und Kritik aus dem bürgerlichen Lager, denn die Familienlosigkeit der hochmobilen Arbeiter widersprach dem Ideal der familiär-bürgerlichen Häuslichkeit.³⁸

Ruhe, Ordnung und strikter Gehorsam

Die größtenteils aus agrarischen Gebieten stammenden Menschen durchliefen einen Prozess der psychophysischen Anpassung an die Arbeits-, Wohn-, Ernährungs- und sonstigen Gewohnheiten. Zahlreiche Vorschriften und Maßnahmen regulierten diesen Verlauf. Dabei war die Erfahrung der Ausgrenzung und misstrauischen Überwachung die anfangs prägende Erfahrung.³⁹

Mit den ins Land gekommenen Arbeitskräften hatte deren Überwachung eingesetzt: „Polenüberwachung“ hieß der entsprechende Aktenbetreff in den Polizei- und Kommunalverwaltungen, der zur Schikane für die Be-

troffenen wurde. Eine beim Polizeipräsidium Bochum angesiedelte Zentralstelle koordinierte die Überwachung im gesamten Ruhrgebiet und ließ sich auch aus Hochlarmark regelmäßig Bericht erstatten. Gemeldet wurde 1908 beispielsweise ein an der Karlstraße ansässiger Geschäftsinhaber, der gar nicht polnischstämmig war, aber aufgrund des Verkaufs polnischer Ansichtskarten in den Blick der Obrigkeit geriet.⁴⁰

Auf der Zeche selbst wurden die preußischen Tugenden hochgehalten und mithilfe eines Strafgeldwesens eingebläut. Zu Beginn der Morgenschicht wurde auf der Zeche eine Glocke geläutet, deren Ton bis in die Alte Kolonie und die Dreiecksiedlung schallte. „Wer zu spät zur Arbeit erschien, oder vorzeitig ‚Schicht machte‘, wurde mit dem Abzug des gesamten Tagesverdienstes bestraft.“⁴¹ Weitere Disziplinierungsmaßnahmen wie die Auszahlung eines Lohnabschlags und Auszahlung des Restlohns im Folgemonat banden die Arbeiter an die Zeche. Das Disziplinierungsinstrument von höchster Effizienz war letzten Endes der an den Arbeitsvertrag gebundene Mietvertrag, der den Bergarbeiter hinsichtlich Lohn- und Arbeitszeitforderungen, Streik, Krankheit und Arbeitsplatzwechsel knebelte.

Bereits im Herbst 1893 trat der erste Polizeidiener im Stadtteil seinen Dienst an; in der Neuen Kolonie entstand 1903 das Polizistenhaus mit drei Arrestzellen. Die Hauptaufgabe des Polizisten im Stadtteil war das energische Einschreiten gegen Feiern und Trinken bis spät in die Nacht, das die Arbeitsdisziplin hätte untergraben können.

Auch in den Wohnvorschriften der Hochlarmarker Bergarbeitersiedlungen gab es präzise Anordnungen zur Erhaltung der Sauberkeit und Ordnung. Der erste Kolonieverwalter

hatte als Feldwebel in der preußischen Armee gedient und war in der Siedlung ob seines barschen Umgangs und seiner außerdienstlichen sonntäglichen Kontrollen gefürchtet. Erwartet wurden Ruhe, Ordnung und strikter Gehorsam.⁴²

In den Hochlarmarker Bergarbeitersiedlungen waren die Menschen darüber hinaus in ein komplexes nachbarschaftliches System gegenseitiger Unterstützung und Kontrolle eingebunden, das für ein stabiles Gleichgewicht im sozialen Miteinander sorgte.

Für die Kinder galt zuhause die absolute Autorität des Vaters, auch wenn dieser arbeitsbedingt in der Familie eher im Hintergrund agierte. Die im Alltag anwesende und bestimmende Erziehungsperson war die Mutter.

Im Übrigen waren die Kinder, die Mutter entlastend, stark in die häuslichen Pflichten eingebunden. Nach Abschluss der frühen Kindheit wurden sie nach und nach zu anfallenden Arbeiten, zu Einkäufen und Botengängen, Gartenarbeit oder zur Beaufsichtigung der Geschwister, herangezogen. Im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1900 wurde die – bis heute geltende – Verpflichtung der Kinder, den Eltern in Haus und Beruf Dienste zu leisten, festgeschrieben.⁴³ So fand selbst das Spiel oftmals beim Arbeiten statt: Man spielte „Räuber und Gendarm“ und passte gleichzeitig auf das Vieh auf.

Bei gängigen Klassengrößen von 50 oder 60 Schülern kam es häufig zu Bestrafungen, auch in Form von körperlichen Züchtigungen. Konrad Haenisch, der Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, hatte zwar bereits 1920 in seinem Züchtigungserlass die Züchtigung als nicht mehr zeitgemäß erklärt, aber erst 1928 wurde sie mit dem Erlass über die „Ausübung des Züchtigungsrechts“

auch durch die Schulbehörden entsprechend kritisch wahrgenommen.⁴⁴

Die soziale Schranke

1914 arbeiteten mehr als 80 Prozent der erwerbstätigen Hochlarmarker auf Recklinghausen II, der Anteil der Besserverdienenden und höher gebildeten Angestellten, Beamten und Selbständigen war weiterhin niedrig.⁴⁵ Zwar gab es inzwischen zwei Kirchen und sechs Volksschulgebäude, aber weder eine Weiterführende Schule noch ein Verwaltungsgebäude. Überdies hatte der Stadtteil keinen Straßenbahnanschluss, Hochlarmark blieb weiterhin abgelegen und isoliert.

Im Stadtteil selbst unterschieden die Bewohner mehrere Ortsteile: Alte und Neue Kolonie, Stuckenbusch und Hochlarmark. Die Neue Kolonie galt weniger als die Alte, da dort mehr polnischstämmige Bergarbeiterfamilien wohnten. Die Hausbesitzer in Stuckenbusch waren Stuckenbuscher. Hochlarmarker waren einzig die Geschäftsleute, Handwerker und Zechenangestellten an der Karl- und Bahnhofstraße.⁴⁶

Während die Zechenarbeiter aus den Ostgebieten stammten, kamen die Steiger und Zechenhandwerker aus anderen Ruhrgebietsgemeinden, die Einzelhändler und selbständigen Handwerker dagegen aus dem Münsterland nach Hochlarmark.⁴⁷

Die Zechenarbeiter wohnten in den Kolonien, die Zechenangestellten hatten dort ihre eigenen Häuserzeilen. Selbst ihre Lebensmittel kauften die Bergarbeiterfamilien in anderen Geschäften als die Steiger, Lehrer oder Selbständigen. Innerhalb der Schichten war ein sozialer Aufstieg nicht möglich. Einem Bergarbeiterkind war es kaum möglich, eine weiterführende Schule zu besuchen. Allein die finanziellen

Aufwendungen für das Schulgeld hätten neben dem Fahrtgeld und weiteren Kosten für Bücher und Schuluniform die Möglichkeiten einer Bergarbeiterfamilie überstiegen.

Aufgrund des nur wenig entwickelten Handwerks bzw. Handels im Stadtteil gab es nur ein knappes Lehrstellenangebot. So war der Weg zur Zeche für den Bergarbeitersohn vorbestimmt, die Töchter der Bergarbeiterfamilien konnten in der Regel nur eine Erwerbstätigkeit als Hausmädchen, vielleicht noch als Näherin oder Fabrikarbeiterin ausüben.

Eheschließungen zwischen Bergleuten bzw. Bergarbeitertöchtern und Angehörigen anderer sozialer Schichten gab es kaum.⁴⁸ Bei Verheirathungen wurde selbstredend die Konfessionsgrenze gewahrt.

Wenn ihr uns auch die Wilden nennt

Wichtige Integrationshilfe boten die im Stadtteil entstehenden Vereine. Sie dienten nicht nur der wirtschaftlichen Unterstützung, sondern auch der kulturellen Anpassung, der Demokratisierung, der Weiterbildung, schlussendlich der Herausbildung der neuen Identität als Hochlarmarker Bergarbeiter.

Bereits in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg verzeichnete das Amt Recklinghausen 37 Vereine im Stadtteil. Man kann davon ausgehen, dass 40 Prozent der berufstätigen männlichen Ortsbevölkerung in Vereinen organisiert war.⁴⁹

Das 1900 im BGB kodifizierte Vereinsrecht zeigte sich durchaus liberaler als das von 1850, blieb aber im Wesentlichen restriktiv. Die zuständige Gerichtsbarkeit konnte zum Beispiel einem Verein die Rechtsfähigkeit entziehen, wenn er nach der Satzung einen politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zweck nicht hatte, aber einen solchen Zweck verfolgte.⁵⁰

Das Motiv Vereinsgründungen einzudämmen, lag vor allem im moralischen Bereich, denn von unübersehbarer Bedeutung für die Vereinsgründung war das Feiern von Festen. Die Behörden sahen in der zunehmenden Anzahl von Vereinsfeiern eine Gefährdung der Arbeitsmoral. Die Vereine hingegen boten genügend Schlitzohrigkeit und Phantasie auf, um die gewünschte Genehmigung für eine öffentliche Feier zu erhalten. So bat 1904 der Vorstand des Schlesier Knappenvereins um die Erlaubnis, ein Fest zugunsten der Gendarmen des Kreises Recklinghausen feiern zu dürfen. Die Erlöse sollten der Polizeibehörde zugutekommen. Das Fest mit Theater, Konzert und Ball wurde genehmigt und gefeiert; kurz danach trudelte bei den Gendarmen ein Schreiben ein, in dem mitgeteilt wurde, dass es bedauerlicherweise keine Erlöse gegeben hätte.⁵¹

Beim ersten, im Januar 1890 gegründeten Hochlarmarker Verein, dem Krieger- und Landwehrverein „Kaiser Friedrich“ waren die Privatbeamten der Zechenspitze an der Konstituierung maßgeblich beteiligt. Kaiser-treue und öffentlichkeitswirksam exerzierte militärische Rituale waren die Eckpfeiler.

Auch der vier Jahre später gegründete im Krankheits- und Sterbefall Hilfe gewährende Bergmanns- und Unterstützungsverein „Gute Hoffnung“ wies eine Verbindung zwischen Zechenführung und Verein auf, die Ausübung der bergmännisch-ständischer Brauchtumpflege und die sozialpaternalistische Tendenz der Zechen harmonisierten.

Der 1891 ins Leben gerufene Turnverein Hochlarmark sah sich hingegen als Konkurrenzverein zum Kriegerverein. Er suchte überdies nicht die Mitgliedschaft in der Deutschen Turnerschaft, sondern blieb stolz ein „wilder Verein“.

Parallel zu den ersten kirchlichen Vereinen wurden nach der Jahrhundertwende mehrere landsmannschaftliche Vereine ins Leben gerufen sowie eine größere Anzahl polnischer Vereine.

Diese knüpften an traditionelle Wert- und Verhaltensmuster an und forderten von ihren Mitgliedern Arbeitsdisziplin und Sparsamkeit. Rückblickend hat gerade die Bindung durch die polnischen Heimatvereine an die Heimat und die daran geknüpfte Rückkehrhoffnung die Bergarbeiter zu Disziplin und Fleiß angehalten und damit die Integration ins industrielle Arbeitssystem erleichtert.⁵²

Das konfessionell gebundene Vereinswesen entwickelte sich rasch nach dem Bau der Michaelskirche in 1907 und dem der Reformationskirche in 1911. Die soziale Kluft spiegelte sich auch im katholischen Vereinswesen wider. Während der katholische Männerverein vor allem durch den selbständigen Mittelstand gespeist wurde, fanden sich im Knappenverein St. Barbara die Bergarbeiter wieder.

Dem bereits 1903 gegründeten evangelischen Arbeiterverein war die soziale Kluft ebenso immanent, wenn sie sich auch anders zeigte, hier hatten die Steiger die Vereinsleitung, die Bergleute stellten das Gros der Vereinsmitglieder.

Ein besonders stark ausgeprägtes, ausnehmend kollektives Interesse galt der Taubenzucht. Auch wenn der Sport durch das Militär gefördert und verbreitet wurde, und die Hochlarmarker Vereine Militär-Brieftaubenvereine waren, lagen die Motive der Taubenväter wohl eher in der Suche nach einer im Kontrast zur Arbeit stehenden Beschäftigung, dem oftmals bedichteten Lichtblick über dem Grau der Halden und Fördertürme – und wohl auch in der prosaischen Hoffnung auf Wettgewinne.

Innerhalb der Vereinsvielfalt blieben sowohl die ständischen Bergmannsvereine als auch die sozialdemokratischen Vereine eine Randerscheinung, was sich durch die im Kontext der Ruhrgebietsbergbaugeschichte späten Entstehung des Bergarbeiterortes Hochlarmark begründet.

Einhergehend mit der ausgedehnten Abwanderung polnischer Familien in den 1920er-Jahren verringerten sich die Zahl und der Einfluss polnischer Verbindungen sowie der anderer landsmannschaftlicher Vereine. Tierzucht-, Tauben- und Sportvereine gewannen hingegen an Resonanz. Der 1911 gegründeten Fußballverein SC Preußen Hochlarmark war offensichtlich kein „wilder Verein“ mehr. Die Sportart gelangte über ein paar Jungen aus Mittelstands- und Steigerfamilien, über die Gymnasiasten, in den Stadtteil.⁵³

„Für ein Nebeneinander verschiedener, teils sogar gegensätzlicher regionaler, religiöser und sozialer Identifikationen spricht auch das vielgestaltige Vereinswesen in Hochlarmark. Innerhalb dieser Vereinsvielfalt spielten freilich Verbindungen, die an die im südlichen Ruhrgebiet verbreitete ständische Bergarbeiterkultur anknüpften, eine verschwindend geringe Rolle. Das ist symptomatisch für die Entstehungsgeschichte Hochlarmarks und zeigt, daß ein Versuch, die Konstituierung dieses Ortes und die Lebensweise der dortigen Bergarbeiterschaft mit Kategorien zu fassen, die sich auf den ständischen Kosmos des früheren Ruhrbergbaus beziehen, zum Scheitern verurteilt wären.“⁵⁴

Man nehme die Fleischkarte, wälze sie in der Eierkarte und brate sie in der Butterkarte⁵⁵

Der Erste Weltkrieg hatte anfänglich die Hoffnung auf soziale Anerkennung und ein Ende der Diskriminierung im Bergarbeitermilieu

gebracht. Der pathetische Aufruf Wilhelms II. zur inneren Einheit entusiasmerte auch die Bergleute.

Die zu geringe Lebensmittelversorgung und deren mangelnde Qualität wurden aber bald zum Auslöser für Unzufriedenheit und mehrfache Streiks. Der sich ins agrarische Münsterland erstreckende Kreis Recklinghausen war als ländlicher Selbstversorgungskreis eingestuft worden und erhielt daher weniger Lebensmittel als die südlich der Emscher gelegenen Industriebezirke. Zudem hatte bereits die Teuerung eingesetzt. Mit dem strengen Winter 1916/1917 begann ein Hungerjahr und im Frühjahr 1917 kam es aufgrund der unzureichenden Lebensmittelversorgung zum Streik.

Die gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen, wirtschaftlichen Härten, Streiks und Inflation dauerten die Nachkriegsjahre an.⁵⁶

Kriegs- und konjunkturbedingte Faktoren führten zu einem Bevölkerungsrückgang in Hochlarmark, begleitet von einer bis 1925 sinkenden Geburtenrate.⁵⁷ Die vormalig agrarische Lebensform der sich selbst versorgenden Großfamilie zur sozialen Sicherung wurde allmählich abgelöst durch die sozialen Sicherungssysteme der Zechen und des Staates.

Nach dem Ersten Weltkrieg gelang es den Gewerkschaften schließlich ein Tarifvertragswesen durchzusetzen, dessen Bestimmungen die Lohnverhältnisse auf den Schachtanlagen einander angeglichen und damit eine entscheidende Ursache für die Fluktuation eliminierte.

Während bis zum Ersten Weltkrieg der Anstieg der Fördermenge auf das Wachstum der Belegschaften zurückzuführen war, ergaben sich mit den 1920er-Jahren neue Anforderungen durch die Mechanisierung und einen Bedarf an höher qualifizierteren Arbeitern.

So hatte die 1919 eingerichtete Arbeitskammer für den Kohlebergbau des Ruhrgebiets es als ihre vordringlichste Aufgabe gesehen, die Ausbildung zu reformieren und Arbeitskräfte zu qualifizieren. Ab dem 1. April 1922 wurden Lehrverträge abgeschlossen, ausbildungsbe-rechtigt waren qualifizierte Handwerker, der Berufsschulbesuch wurde verpflichtend. 1925 wurde zudem bergpolizeilich festgelegt, dass nur noch solche Arbeiter als Hauer eingesetzt werden durften, die einen Hauerschein besaßen.⁵⁸

Mit dem Ende der Inflation durch die Währungsreform zum Jahreswechsel 1923/24 und deutlich gestiegenen Löhnen ging eine kurze Phase der Entlastung und des Aufstiegs für die Familien einher, aber bereits 1928 begannen die Feierschichten. Absatzkrise und Rationalisierung veranlassten die Harpener Bergbau AG dazu, einzelne Zechenbetriebe zwecks Selbstkostensenkung stillzulegen und Verbände einzurichten.

1928 wurde auch die Kokerei auf Recklinghausen II geschlossen, drei Jahre später wurde Recklinghausen I stillgelegt. Es gab nur noch einzelne Abbaupunkte, deren Kohle auf Recklinghausen II gefördert wurde. Insgesamt verloren 673 Arbeiter und 41 Angestellte ihre Arbeit, von der Hochlarmarker Zeche wurden nur 191 Beschäftigte übernommen.⁵⁹

In das Jahr 1929 fiel der Beginn der Weltwirtschaftskrise, bald folgte die Massenarbeitslosigkeit, allein das Ruhrgebiet zählte hunderttausende Arbeitslose. Auch im Stadtteil hatten die Erwerbslosigkeit und die Kurzarbeit ein beträchtliches Ausmaß angenommen.

Inzwischen hat sich das geändert

Der Stadtteil war indessen zum sozialen Bezugsrahmen für die in ihm lebenden Menschen geworden.

Die Kolonisten hatten durch die Arbeit und die Nachbarschaft langjährige Kontakte und nützliche informelle Solidaritätsstrukturen knüpfen können.

Während die Kleidung der Hochlarmarker in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg weniger die gemeinsamen Erfahrungen und Lebensstile als vielmehr die regionale oder berufliche Herkunft zeigte, entwickelte sich in den 1920er-Jahren speziell in der dort großgewordenen Generation ein eigener Kleidungsstil. „Buffkes“ nannte man die mit Schiebermütze, offenem Hemd ohne Stehkragen unter einer leger getragenen Jacke ausgestatteten jungen Männer.

Gerade die jugendlichen Hochlarmarker identifizierten sich mit ihrem Stadtteil, den sie als ihr Terrain entdeckten, das es zu verteidigen galt.⁶⁰

Die Eheschließung besiegelte schließlich die Respektabilität. Die Ortsbezogenheit spiegelte sich im Heiratsverhalten wider. Zwischen 1924 und 1928 hatten 47,5 Prozent der Heiratenden, bei denen der Ehemann Bergmann war, in Hochlarmark ansässige Eltern. Die Anzahl von Verbindungen zwischen Katholiken und Protestanten stieg, die Kirche als sinnstiftendes Wertesystem verlor an Bedeutung.⁶¹

„Die Hochlarmarker Bergarbeiter, die meist nicht aus dem Ruhrgebiet selbst stammten, waren in aller Regel keine stolzen Knappen, sondern erarbeiteten sich ihre soziale Identität in einem Spannungsfeld zwischen den Traditionen und Orientierungen, die sie aus ihren Heimatregionen mitbrachten, und den neuen Erfahrungen und Orientierungen, die sie sich durch ihre zunächst mobile Lebensweise, durch die Arbeit unter Tage und das Wohnen in den Bergarbeitervierteln gewannen.

Die vielfältige Zusammensetzung der Hochlarmarker Bergarbeiterbevölkerung förderte nicht nur die Wahrung unterschiedlicher Identitäten, sondern half auch die Vorherrschaft eines bestimmten konfessionellen und regionalen Sonderbewußtseins zu verhindern und erleichterte so die Einsicht in die Gemeinsamkeit der sozialen Lage.“⁶²

In den 1920er-Jahren fand auch der Übergang von der halboffenen Lebensform hin zur Kernfamilie statt. An die Stelle der Kostgänger war die durchaus zwei oder drei Generationen umfassende Kleinfamilie getreten.

Die ersten Bergarbeitersöhne besuchten das Gymnasium und einige Töchter erhielten Stellen als Verkäuferinnen. Ein paar Familien zogen in Eigenheime um, für deren Bau sie Belastungen auf sich nahmen. Die Lohnarbeit des Mannes besaß zwar größeren Stellenwert für das Familieneinkommen als die Subsistenzproduktion, mit dem Aufkommen der Weltwirtschaftskrise verschoben sich die Verhältnisse erneut.

Bestehen blieben die Differenzen zwischen den sozialen Schichten, mit den Bergleuten auf der einen und den Zechenunternehmern, den Grubenverwaltungen und privilegierten Privatbeamten auf der anderen Seite des Grabens, während das Bergarbeitermilieu sich hinsichtlich der Binnendifferenzierungen homogener zeigte. Herkunft und Konfession hatten an Bedeutung verloren, der identitätsverleihende Status als Bergmann vereinte.⁶³ Die Zeche und die Gemeinde waren zusammengewachsen.
(BR)

Von Herdplatz zur Mitropa-Küche und zurück

Von der griechischen Antike bis in die Neuzeit war die Küche in der europäischen Kultur der zentrale Herdplatz im Wohngebäude im Sinne einer Feuerstelle, die der Hausgemeinschaft als Wärme-, Lichtquelle und Kochstatt diente.

Die neuzeitliche Kochstelle präsentierte sich noch ebenso schlicht wie der damalige Speiseplan: Das Essen köchelte in einem großen Kessel, der an einer an einem Galgen befestigten Kette über der offenen Feuerstelle hing. Separat gelegene Wirtschaftstrakte gab es einzig in der monastischen und feudalen Wohnweise, was zur Folge hatte, dass aufgrund der langen Wege von der Küche bis zur Tafel die Gerichte meist lauwarm oder kalt serviert wurden.

In der Barockzeit bildete sich mit der Prunkküche eine wohnkulturelle Stilblüte. Der barocken Lust an der Vorführung entsprechend fanden sich in vornehmen Wohnsitzen bald zweierlei Küchen: die echte Kochküche und die Prunkküche, die man Besuchern darbot. Die Schauküche, in der nie ein Gericht zubereitet wurde, die einzig der Repräsentation dienend die edlen Sammlungen an Porzellan und Küchengerät zeigte, hatte man den prosperierenden Niederländern abgeguckt. Demonstriert wurde nicht allein der Wohlstand, sondern gleichermaßen die Tugend der haushaltsvorstehenden Dame.

Erst mit dem Einsetzen der Industrialisierung im 19. Jahrhundert wurde die Küche zu einem funktionsspezifischen Raum zur Zubereitung der Mahlzeiten. Vorausgegangen war die Umstellung der Produktionsweise von der handwerklich-familiären zur manufakturiellen

und später industriellen. Wohnen und Arbeiten waren für die lohnabhängig Beschäftigten fortan getrennt. Die bis in die Neuzeit hinein in einem Haushalt bestehende Arbeits- und Wohngemeinschaft zerfiel. Mit dem vorindustriellen Haushalt verbundene Tätigkeiten wie Backen, Schlachten oder Schneidern wurden zunehmend ausgelagert.

Während in der Feudalgesellschaft die soziale Scheidelinie zwischen Adel und Bürgertum verlief, wurden mit der Industrialisierung die schichtspezifischen Wohnweisen innerhalb des Bürgertums bedeutender.

Gerade anhand der Küche lässt sich die Abgrenzung des Bürgertums zur Arbeiterschaft paradigmatisch beschreiben und „sehr gut die zunehmende Spezialisierung der Räume aufzeigen. Bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist sie Bestandteil der Diele. Dann wird für sie ein eigener Raum ausgebildet: Es kommt zur Abtrennung des Kochens vom öffentlichen Geschehen. Die Küche verfügt allerdings noch nicht über küchenspezifische Möbel wie beispielsweise einen Tisch, sondern sie dient lediglich der Unterbringung von Küchengeräten. Gleichzeitig wird es üblich, die Mahlzeiten im Eßzimmer einzunehmen. Die Gründe für die Abtrennung der Küche sind vielfältig: Einmal will man aus funktionellen Gesichtspunkten den lauten und geruchsintensiven Arbeitsbereich vom Wohnbereich deutlich trennen, zum anderen soll grundsätzlich der Arbeitsbereich des Gesindes vom herrschaftlichen Lebensbereich separiert werden.“⁶⁴

So bedachte beispielgebend die Wohnbauweise des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts in Berlin die bürgerlichen Wohnungen mit nach vorne, zur Straße hin gelegenen Repräsentationsräumen. Die Schlaf- und Kinderzimmer, das Mädchenzimmer, die Speisekammer und die Küche lagen im hinteren Teil der durch das sogenannte „Berliner Zimmer“ abgetrennten Wohnung.

Noch in der wilhelminischen Gesellschaft erforderten bürgerliche Berufe, Beamten- und Offizierslaufbahnen einen ungeheuren Repräsentationsaufwand der Familien gegenüber der Öffentlichkeit. Die Fassade musste oftmals unter rigiden Sparmaßnahmen, Verschleierungen und hohem Einsatz der Hausfrau bei allen Tätigkeiten gewahrt bleiben, um Prestigege-
winn zu erzeugen.⁶⁵

Die 1801 geborene Hauswirtschaftslehrerin und Autorin Henriette Davidis prägte dafür ein neues, bis ins 20. Jahrhundert hinein verbreitetes die bürgerliche Schicht anleitendes Genre. Während die im 17. und 18. Jahrhundert populäre Hausväterliteratur noch die gebildeten und meist adeligen Besitzer von Landgütern angesprochen hatte, und die daraus hervorgegangenen Kochbücher die Herrschaftsköchinnen adressiert hatten, galten Davidis' Bücher der Anleitung der mit wenig Personal und geringem Budget ausgestatteten bürgerlichen Hausfrau, die dessen ungeachtet einen repräsentativen Haushalt zu führen hatte. Zur Folge hatte das die intensive Mitarbeit der Hausfrau in der Küche, die – sozial architektonisch gewollt – im Verborgenen stattfand.⁶⁶

Während sich im Bürgertum in Folge der Ablösung der offenen Herdstelle durch die sogenannte „Kochmaschine“ und im Zuge der aufkommenden Hygienebestrebungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts das Ideal der

weißen Küche mit geschlossenen Schränken und weißen Kacheln etabliert hatte, galt für die proletarischen Schichten weiterhin das Leitbild der wohnlichen Küche mit braun gestrichenen bzw. hölzernen Möbeln und mit geweißten Wänden, die durch schablonierte Muster eigenhändig verziert wurden. Im Arbeiterwohnen blieb die Küche Multifunktionsraum ohne Verschleierung und Asymmetrien der dort ausgeübten Tätigkeiten.

In den 1920er-Jahren suchte die Avantgarde der Architekten und Innenplaner effiziente und rationelle Lösungen. So auch der stets von urbanistischen Pioniergeist angetriebene Le Corbusier, der durch standardisierte Serienproduktion und ein hohes Maß an Wirtschaftlichkeit der breiten Masse einen erhöhten Wohnkomfort ermöglichen wollte. „Unité d'Habitation“ hieß der von ihm verbreitete Wohnhaustyp, der als „Wohnmaschine“ bekannt wurde.

Auch die Wohnküche wurde im Zuge sozial-reformatorischer Ideen in Frage gestellt. Es kam die Debatte auf, ob die Wohn- oder die rationelle Küche besser sei.

1921 waren die in den USA publizierten und viel beachteten Texte der zur Rationalisierung der Hausarbeit forschenden Christine Frederick in deutscher Übersetzung erschienen. Bruno Taut und Erna Meyer stießen 1924 bzw. 1926 durch Veröffentlichungen zum rationalisierten Haushalt die Bewegung in Deutschland an, die Architekten setzten unter Druck großer Wohnungsnot um.

Bereits 1923 wurde die rein funktionale, auf die mechanische Tätigkeit reduzierte (Einbau-) Küche im Weimarer Bauhaus mit dem „Haus am Horn“ vorgestellt, 1926 wurde sie von Margarete Schütte-Lihotzky mit der lediglich 6,5 qm großen „Frankfurter Küche“ und ihren

zeitsparenden Arbeitsgängen und -abläufen tayloristisch optimiert.

Bei der Gestaltung ließ sich Schütte-Lihotzky von den funktionellen Mitropa-Küchen der Bahn inspirieren. Alle wichtigen Dinge waren mit einem Handgriff erreichbar, eine Vielzahl von Gerätschaften sollte die Arbeitsgänge verkürzen. Selbst die Farbgestaltung wurde wissenschaftlich begründet: Die Fronten waren blaugrün lackiert, weil Forscher meinten herausgefunden zu haben, dass diese Farbgestaltung Fliegen abhalten würde. Leider ist diese Kenntnis nie bei den Fliegen angekommen.

Durch das von Ernst May initiierte Wohnungsbauprogramm in Frankfurt gelangte jedenfalls der Urtyp der Einbauküche, der sich zudem als enorm baukostensparend erwies, in viele Gemeindewohnungen.

In den 1920er-Jahren begann auch bei der Anlage neuer Kolonien, unterbrochen durch den Zweiten Weltkrieg sich bis in das Jahr 1950 hinziehend, die Ausgliederung einzelner Funktionen der Küche.

Zuerst wurden das Kochen und das Spülen ausgesondert und in kleine Kochnischen verdrängt und schließlich später durch eine Tür abgeschlossen.⁶⁷

Das Leitbild der rationellen „Frankfurter Küche“ hatte sich bei den Planern durchgesetzt, wenn auch erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Für die Hausfrau selbst hätte die Zeitersparnis nur dann eine Wirkung entfalten können, wenn sich andere Gesellschaftsbereiche wie Bildungs- und Beschäftigungschancen oder die eheliche Arbeitsteilung ebenfalls verändert hätten. Ganz im Gegenteil musste die gewonnene Zeit durch gehobene Standards in vielen

Haushaltsbereichen und die Care-Arbeit der Hausfrau wieder eingesetzt werden.

Auch die mit Beginn der Neuzeit einsetzende Vergabe von einzelnen Tätigkeiten an Dienstleister wurde mit der Elektrifizierung und der einsetzenden Massenproduktion von erschwinglichen Haushaltsgeräten seit den 1950er-Jahren in den sich zunehmend verkleinernden und individualisierten privaten Haushalt zurückverlagert.⁶⁸

Heute gehört das selbstgezogene Gemüse, das Selbstgekochte, -gebackene und -eingemachte in vielen Kreisen zum Lebensstil. Die Bauern vermieten Parzellen zum Anbau von Gemüse, natürlich vorgepflügt und gedüngt, die Technik der Fermentierung ist neu entdeckt worden und veredelt seitdem gesundheitlich zuträglich das Essen. Die erforderlichen Kenntnisse vermitteln nicht mehr die Eltern oder Großeltern, sondern das Youtube-Video.

Die Sehnsucht nach der Wohnküche ist geblieben, wenn sie auch für jeden etwas anderes bedeutet. (BR)

Quellennachweis

- 1 Stadt Recklinghausen (Hg.): Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles, Oberhausen 1981, S. 98.
- 2 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 91f.
- 3 Die Harpener Bergbau AG befürchtete, dass durch die großzügige Ausstattung der Koloniewohnungen und die sich ergebenden Ansprüche an billige Mieten die Wohnfürsorge zu einer wahren Geißel für die Zechenbaugesellschaften werden könnte. Vgl. Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 19.
- 4 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 37f.
- 5 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 89f.
- 6 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 39.
- 7 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 92.
- 8 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 28.
- 9 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 94.
- 10 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 111.
- 11 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 113.
- 12 Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 94f.
- 14 „In Gottes Namen bauen wir hier auf wildem Grunde. Auch Deinen Namen preisen wir hier in jeder Zeit und Stunde.“, lautet der über Drevermanns Hofeingang, einem der ältesten Kotten, eingekerbte Spruch. Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 12.
- 15 Vgl. Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 11ff.
- 16 Vgl. hierzu ausführlich Matthias Kordes: Aufbruch im nördlichen Ruhrgebiet 1870 – 1914: Bergbau, Eisenbahn und Migration, in: Bildungspartner NRW (Hg.): Aufbruch im nördlichen Ruhrgebiet 1870 bis 1914. Exemplarische Quellen aus kommunalen Archiven des Kreises Recklinghausen, Düsseldorf o.J., S. 21ff.
- 17 Vgl. Walter Köpping (Hg.): Lebensberichte deutscher Bergarbeiter, Oberhausen 1984, S. 17ff.
- 18 Vgl. Michael Zimmermann: Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880 - 1980, Essen 1987, S. 30f.
- 19 Vgl. Matthias Kordes: Wohnen, Leben und Arbeiten von Fremden im Revier. Der Stadtteil Hochlarmark als Brennpunkt der Recklinghäuser Migrationsgeschichte, in: Klaus Wisotzky und Ingrid Wölk (Hg.) Fremd(e) im Revier. Zuwanderung und Fremdsein im Ruhrgebiet, Essen 2010, S. 284ff.
- 20 Valentina-Maria Stefanski: Das Leben ist nicht von der Arbeit zu trennen, in: Wolfgang Ruppert (Hg.): Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur, München 1986, S. 84ff.
- 21 Vgl. Kordes, Wohnen, Leben und Arbeiten (wie Anm. 19), S. 288.
- 22 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 113.
- 23 Vgl. Inge Litschke: Im Schatten der Fördertürme. Kindheit und Jugend im Revier. Die Bergarbeiterkolonie Lohberg 1900 bis 1980, Duisburg 3. Aufl. 1994, S. 29f.
- 24 Vgl. Barbara Scheffran: Die Wohnsituation im 19. Jahrhundert. Wohnungsnot, in: Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund (Hg.): Arbeiterwohnen: Ideal und Wirklichkeit. Zur Geschichte der Möblierung von Arbeiterwohnungen 1850 – 1950, Dortmund, S. 14.
- 25 1914 beherbergten etwa 20 Prozent der Hochlarmarker Familien einen oder mehrere Kostgänger. Ein höherer Anteil auf einen längeren Zeitraum sich beziehend ist zu vermuten. Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 43.
- 26 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 19.
- 27 Vgl. Ursula Vogel: Die Bergmannssiedlung Hochlarmark (Hausarbeit zur ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Realschulen), Münster 1973, S. 24ff.
- 28 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 15f.
- 29 Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 17.
- 30 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 17ff.
- 31 Die nach 1900 schnell aus dem Boden gestampften Siedlungen entsprachen nur teilweise den durch die Pariser Weltausstellung 1889 angestoßenen gestalterischen und sozialen Grundsätzen des Städtebaus. Vgl. Litschke, Im Schatten der Fördertürme (wie Anm. 23), S. 29f.
- 32 Vgl. Vogel, Bergmannssiedlung Hochlarmark (wie Anm. 27), S. 26.
- 33 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 20.
- 34 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 119.
- 35 Noch in den 1940er-Jahren gehören zu den Vorräten einer typischen Bergarbeiterfamilie 80 gefüllte Einkochgläser, zwanzig Zentner Kartoffeln und drei mit Sauerkraut, Bohnen und Gurken gefüllte große Steintöpfe. Vgl. Litschke, Im Schatten der Fördertürme (wie Anm. 23), S. 59.
- 36 Vgl. Wolfgang Ruppert: Eigener Herd ist Goldes wert. Dingliche Lebenswelt, in (Hg.): Wolfgang Ruppert: Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur, München 1986, S. 200.
- 37 Vgl. Hedwig Heyl: Das ABC der Küche, 2. Aufl. Berlin, 1988, zitiert nach Sibylle Meyer: Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit, Frankfurt 1982, S. 118ff.
- 38 Vgl. Franz-Josef Brüggemeier: Trautes Heim – Glück allein? Arbeiterwohnen, in: Wolfgang Ruppert (Hg.): Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur, München 1986, S. 119f.
- 39 Vgl. Jürgen Kocka: Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse, Zwickau 2015, S. 191ff.
- 40 Vgl. Kordes, Wohnen, Leben und Arbeiten (wie Anm. 19), S. 304.
- 41 Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 31.
- 42 Vgl. Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 28.
- 43 Josef Mooser: Familienarbeit und Arbeiterfamilie. Kontinuität und Wandel seit 1900, in: Wolfgang Ruppert (Hg.): Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur, München 1986, S. 110.
- 44 Vgl. §1619 BGB
- 45 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 41.
- 46 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 46.
- 47 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 31.
- 48 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 46.
- 49 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 47.
- 50 Valentina-Maria Stefanski: Das Leben ist nicht von der Arbeit zu trennen, in: Wolfgang Ruppert (Hg.): Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur, München 1986, S. 84ff.
- 51 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 53.
- 52 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 50.
- 53 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 49ff.
- 54 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 83.
- 55 Die Anweisungen entstammen dem sogenannten „Bürgerlichen Kochrezept“ der Hochlarmarker und stammen aus dem Hungerwinter 1916/17. Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 61.
- 56 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 85ff.
- 57 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 111ff.
- 58 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 144ff.
- 59 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), 142ff.
- 60 Vgl. Hochlarmarker Lesebuch (wie Anm. 1), S. 126f.
- 61 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 132.
- 62 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 83.
- 63 Vgl. Zimmermann, Schachtanlage (wie Anm. 18), S. 167f.
- 64 Alphons Silbermann: Die Küche im Wohnerlebnis der Deutschen. Eine soziologische Studie, Opladen 1995, S. 13.
- 65 Vgl. hierzu Sibylle Meyer: Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit, Frankfurt a.M., 1982, S. 69f.
- 66 Evke Rulfes: Die Erfindung der Hausfrau. Geschichte einer Entwertung, Hamburg 2. Aufl. 2021, S. 228ff.
- 67 Vgl. hierzu Wingolf Lehmann: Zur Geschichte und Funktion der Wohnküche im Ruhrgebiet, in: Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund (Hg.): Arbeiterwohnen: Ideal und Wirklichkeit. Zur Geschichte der Möblierung von Arbeiterwohnungen 1850 – 1950, Dortmund, S. 74.
- 68 Vgl. Silbermann, Die Küche (wie Anm. 64), S. 27.

Impressum

Ausstellungsidee: Dr. Angelika Böttcher und Barbara Ruhnau

Redaktion: Dr. Angelika Böttcher (AB) und Barbara Ruhnau (BR)

Fotos: Thomas Nowaczyk

Layout: Unica Design, Recklinghausen

Druck: Vest-Druck, Herten

Stadt Recklinghausen (Hg.)

Institut für Stadtgeschichte

Hohenzollernstr. 12

45659 Recklinghausen

02361 | 501901

www.recklinghausen.de/stadtgeschichte

stadtgeschichte@recklinghausen.de

Institut für Stadtgeschichte

RETRO STATION

Museum für Stadtgeschichte

Stadt- und Vestisches Archiv

